Architektur von 1933 bis 1943

Autor(en): **Meyer, Peter**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Bauzeitung**

Band (Jahr): **121/122 (1943)**

Heft 14: **60 Jahre: 1883-1943**

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-53066

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Bd. 121 Nr. 14

SECHZIG JAHRE SCHWEIZERISCHE BAUZEITUNG

Ein verspätetes Gedenkheft! Es hätte eigentlich als Nr. 26 des letzten Bandes, auf Ende 1942 erscheinen sollen, doch war dies wegen Militärdienst-Abwesenheit der jüngeren Hälfte der Redaktion nicht zu bewältigen. So holen wir das Versäumte heute nach, nachdem wir von verschiedenen Seiten darnach gefragt worden sind. Es kann sich ja auch nur um einen Nachtrag handeln, nachdem wir zum Abschluss des 100. Bandes vor zehn Jahren einen umfassenden Rückblick geworfen haben auf die Technik-Entwicklung, wie sie sich im ersten halben Jahrhundert des Bestehens der SBZ in ihr widerspiegelt. So gilt denn unser heutiger Rückblick nur der, zum Teil allerdings bedeutenden Technik-Entwicklung während des letzten Jahrzehnts. Und auch hier müssen wir uns auf einen Ausschnitt des Wichtigsten aus dem mannigfaltigen Arbeitsgebiet unseres Blattes beschränken, können also auf Vollständigkeit keinen Anspruch erheben. Wir beginnen mit der Baukunst im engeren Sinne, in der das Max Guyersche Pendelgesetz von der Architekturentwicklung («alle zehn Jahre erfinden die Architekten den einzig wahren Baustil») sich zu bestätigen scheint. Als Neuerscheinung ist der Landesplanung als Bindeglied zwischen Architektur- und Ingenieurtätigkeit zu gedenken, und vor allem des grössten technisch-kulturellen Ereignisses des letzten Jahrzehntes: der «Landi». Dann folgen Beispiele aus den reinen und angewandten Ingenieurwissenschaften.

Allen den vielen Kollegen, die als Mitarbeiter wie als Leser uns ihre Sympathie und Anerkennung bezeugt haben, sei bei diesem Anlass herzlich gedankt. Der stattliche Baum, den wir als Gärtner zu pflegen bemüht sind, bedarf der fördernden Mitwirkung Aller, die seine Früchte geniessen, soll er lebenskräftig weiterblühen. Wir hoffen es zuversichtlich. C. und W. J.

Architektur von 1933 bis 1943

Jahresjubiläen haben den Sinn, dass man sich über einen bestimmten Zeitabschnitt rückblickend Rechenschaft gibt: welches war die Situation der Architektur vor zehn Jahren, und was hat sich inzwischen hierin geändert?

Zu Anfang der Dreissigerjahre standen jene Bestrebungen im Zenith, die unter der Stilbezeichnung «neues bauen» in die Kunstgeschichte eingehen werden. Ihre Anfänge reichen in die Zeit unmittelbar vor dem ersten Weltkrieg zurück, ihr Aufschwung in die Nachkriegszeit, heute liegt diese Epoche als in sich einheitlicher Stilabschnitt nicht minder abgeschlossen hinter uns, als der Jugendstil um 1910 als abgeschlossen gelten konnte, obschon Henry Van de Velde, einer seiner wichtigsten Vertreter, heute noch lebt. Heute wie damals laufen selbstverständlich wichtige Entwicklungslinien in die Zukunft weiter, wie denn überhaupt geleistete Arbeit niemals vergeblich geleistet ist; heute wie um 1910 ist aber auch ein gewisses «Malaise» unverkennbar, eine gewisse Unsicherheit und die Enttäuschung darüber, dass sich auch diesmal wieder der «neue Stil» nicht so allgemein durchsetzen konnte, wie man das erwartet hatte. Und doch hätte man allen Grund, zufrieden zu sein. Denn während der Jugendstil als solcher (wenn auch nicht in allen Hinsichten) auf dem Gebiet der Architektur ganz erloschen ist, ist der technische Stil, also das Kernstück des «neuen bauens», für das ganze grosse Gebiet der t e c h n i s c h e n Bauaufgaben zur allgemein akzeptierten Selbstverständlichkeit geworden, und hier wird er auch Geltung behalten. Damit hat man für ein wichtiges Teilgebiet der Architektur endlich wieder festen Boden unter den Füssen gewonnen, wie man ihn seit hundert Jahren nicht mehr hatte, und das ist ein Ansatzpunkt, von dem aus sich mit der Zeit auch die anderen Architekturgebiete werden abklären lassen. Dieser Klärungsprozess hat im jüngst vergangenen Jahrzehnt schon fühlbar eingesetzt, wennschon seine Ergebnisse für den ersten Blick das Gegenteil einer Klärung zu sein scheinen: nämlich eine neue Komplikation und Unsicherheit der stilistischen Haltung; aber auch körperliche Heilungsprozesse machen sich ja manchmal gerade durch auftretende Schmerzen bemerkbar.

Zwei Ursachen behindern und verzögern die Klärung, eine grosse und allgemeine Ursache, und eine kleine, mehr fachlich-interne. Die erste ist Unsicherheit der kulturellen Situation. Bevor sich eine «öffentliche Meinung» über die Bedeutung der Kulturpotenzen stabilisiert hat, bevor wir wissen, welche Bedeutung dem religiösen Leben und seinen Organisationsformen, den Kirchen zukommt, bevor wir wissen, ob wir den Staat als blosse Verwaltungsmaschine anzusehen, oder als Gott zu verehren haben, bevor sich übersehen lässt, ob sich die Würde des Persönlichen, der Familie, der kulturellen Tradition im Zeitalter des Maschinalismus überhaupt noch aufrechterhalten lässt, oder ob wir dem Typus des Ameisenstaates entgegentreiben — solange kann man auch vom Architekten keine überzeugende und eindeutige bauliche Lösung für das Thema Kirche, Staatsgebäude, Wohnhaus verlangen. Denn jede architektonische Lösung bedeutet Würdigung, Einreihung der einzelnen Aufgabe in die Skala der Werte, und die ist nicht vom fachlichen Können und vom persönlichen Talent her zu entscheiden, sondern nur von einem umfassenden kollektiven Zeitbewusstsein her; wo dieses fehlt, fehlt dem Architekten die wichtigste Voraussetzung einer überzeugenden Lösung.

Das andere, kleinere Hindernis, ist die schiefe ideologische Basis, auf der sich das Theoriengebäude des «neuen bauens» erhebt, und die Ideologie des ganz in seine Abhängigkeit geratenen Werkbundes — die Meinung nämlich, der Stil des «neuen bauens» sei kein «Stil», sondern das endgültige Ende, das Ziel und die Ueberwindung aller Stile. Mit diesem Endgültigkeitsanspruch stellt man sich ausserhalb der Zeit und der kulturellen Tradition — und von diesem erhabenen Piedestal muss freilich jede Relativierung dieses Anspruchs als Rückschritt, als Preisgabe einer einmal errungenen Höhe erscheinen, für die man sich keine anderen Gründe denken kann als Beschränktheit oder Böswilligkeit oder verächtliche Schwäche gegenüber konjunkturbedingten Opportunitäten. — Und doch wird es nötig sein, dass unsere Architekten und Kunstgewerbler vom Olymp zeitloser und endgültiger Lösungen wieder herabsteigen in den bescheidenen Alltag zeitbedingter menschlicher Nöte, um hier zu helfen, ganz ohne Ewigkeitspathos.

Wenn heute die Situation der Architektur und der übrigen Künste eine andere ist als vor zehn Jahren, so ist das keineswegs eine Folge der politischen Ereignisse. Diese wirken nur von aussen her auf die Entwicklung ein, wie alles Politische und Soziologische schon immer auf die Künste eingewirkt hat, und heute bedeuten die äusseren Faktoren geradezu eine Verschleierung der wirklichen Entwicklung, nämlich der Entwicklung der Ideen. Im Grossen und Ganzen hätte sich die Architektur auch unter anderen politischen Konstellationen in der gleichen Richtung gewandelt. Die politischen Verhältnisse haben einige Entwicklungen beschleunigt, gewisse Tendenzen überbetont, voreilige Lösungen erzwungen, aber sie haben kein einziges Problem aufgeworfen, das nicht ohnehin schon gestellt gewesen wäre, und nun gilt es, durch die Entstellungen der Oberfläche hindurch das Wesentliche dieser Probleme zu sehen, auf das auch noch verfehlte Lösungsversuche hinweisen.

Alle diese Probleme gruppieren sich letztlich um eine einzige zentrale Frage, um die Frage nach den Geltungsgrenzen des technischen Stils.

*

Der totalitäre Materialismus und seine Grenzen

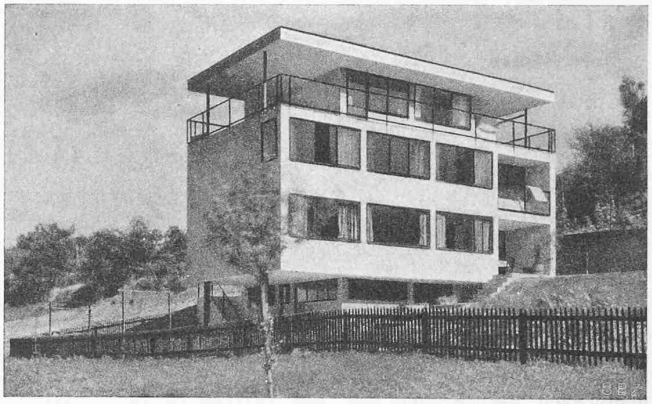
Von allem Anfang an greift diese Frage über den Rahmen der Architektur und jedes anderen Fachgebietes hinaus, sie gilt der Rangstellung des Technischen an sich und damit der Rangstellung des europäischen Materialismus, dessen reifste Frucht die Technik ist. Wer sich die Welt als einen Mechanismus vorstellt, der nicht nur zum Teil, sondern zur Gänze nach grundsätzlich durchschaubaren und beherrschbaren Gesetzen abläuft, für den hat alles, was auf diesen Mechanismus Bezug hat, den Rang eines letzten Wertes, während alles Irrationale, das diesem Weltbild widerspricht, mit negativem Vorzeichen ver-

sehen wird. Und zwar kann man es nicht einfach stehen lassen, sondern man muss es bekämpfen, ausrotten, lächerlich machen: der Materialismus ist notwendig totalitär und fanatisch, denn entweder geht die Rechnung auf, oder der ganze Ansatz ist falsch, während die geistigen, also idealistischen Weltbilder und nur schon die primitiveren vitalistischen von Natur tolerant sind und sein können, denn sie sind nicht auf Totalitätsanspruch angewiesen.[1])

Demgemäß konnte auch auf dem Gebiet der Architektur der technische Materialismus grundsätzlich keine Grenzen seines Geltungsbereiches anerkennen; das «neue bauen» bestand vielmehr gerade darin, dass es jede Bauaufgabe als eine nicht nur in erster Linie, sondern ausschliesslich technische Aufgabe behandelte, und dass es damit die Formen der technischen Bauten auch auf alle jene Bauaufgaben übertrug, an denen sie nie spontan entstanden wären. Dieser Versuch war nötig. Daß er unternommen wurde, war einmal eine historische Selbstverständlichkeit, denn noch immer haben die im Vordergrund des Interesses stehenden Bauaufgaben auf alle anderen abgefärbt. Im Hellenismus dringt die am Thema des Tempels entwickelte Säulenarchitektur in den Profanbau ein; im Mittelalter ist die Kirche die führende Bauaufgabe, deren Einzelformen auf Rathäuser, Gerichtshäuser und schliesslich Wohnhäuser abfärben, und seit mit der Renaissance der weltliche Palastbau an Bedeutung gewinnt, wirken dessen Kompositionsideen und Einzelformen auf den Kirchenbau zurück. Man weiss, wie lange das spätere neunzehnte Jahrhundert versucht hat, Fabrikbauten und neuzeitliche Grossaufgaben jeder Art in den Formen des historischen Palastbaues zu bewältigen, und als dann endlich zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts (nach vereinzelten Vorläufern) der Fabrikbau als Bauaufgabe eigener Art erkannt wurde, da war es nur natürlich, dass nun seine technischen Formen auf alle anderen Bauaufgaben abfärbten. Der Versuch, jede Bauaufgabe als ausschliesslich technische Aufgabe zu lösen, war aber auch darum nötig, weil ihm kein deutliches Bewusstsein von einer bestimmten Grenze des technischen Bereiches von der anderen Seite, also vom Wohnbau, Kirchenbau, Staatsbau her entgegentrat. So musste die Grenze sozusagen experimentell abgetastet werden, und darum bedeuten diese technischen Lösungen auch da noch ein Verdienst und die einzige Möglichkeit einer Abklärung, wo sie zu Fehlleistungen geführt haben, denn ohne sie wären die Geltungsgrenzen des technischen Stils nie deutlich sichtbar geworden.

Die Ausbreitung der technischen Formen wurde aber nicht nur durch die skizzierte architekturgeschichtliche Situation nahegelegt, sondern sie hatte zugleich ihre umfassenden weltanschaulichen Hintergründe. Nicht nur war das technische Gebiet das erste und vorerst einzige, auf dem sich nach langem Suchen endlich überzeugende Formen gefunden hatten, sondern die Technik hatte obendrein das ganze Pathos einer Religion, die versprach, die Welt einer geordneten Zukunft entgegenzuführen. In ihr hatte der europäische Materialismus — in seiner umfassendsten und tiefsten Form verstanden — seine höchste Sublimierung erreicht, wie oben geschildert, und hieraus folgt eben mit Notwendigkeit ihr Totalitätsanspruch.

Nach dem ersten Weltkrieg beherrschte dieser technische Materialismus mit seiner grundsätzlich optimistischen Fortschrittsgläubigkeit — der er im Notfall freilich auch mit allen Mitteln des Terrors Nachachtung zu verschaffen bereit war — auch das politische Feld: die Nachkriegsgeneration, das heisst diejenige, die in den Zwanzigerjahren als die «junge Generation» in Erscheinung trat, war des guten Glaubens, es hänge nur von der vorurteilslosen Organisation des politischen und des sozialen Lebens ab, endlich das Paradies auf Erden zu realisieren. Die verschiedenen wirtschaftlichen und politischen Formulierungen dieses materialistischen Optimismus: Pazifismus, internationaler Kapitalismus und Kommunismus, waren sich einig in der Ueberzeugung, letztlich alle Probleme der menschlichen Existenz im allgemeinen und der staatlichen Existenz im besondern durch rationelle Organisation meistern zu können. Diesen rationalen Konstruktionen stellten sich die irrationalen Traditionen auf kulturellem und staatlichem Gebiet entgegen — nicht in einem direkten, durch ein Verstandesurteil zu entscheidenden Widerspruch, sondern in der ungreifbaren Form eines gefühlsmässigen Widerstandes auf anderer Ebene, in dem sich die rationalistischen Argumente unwiderlegt totliefen. Nichts konnte den, wie wir gezeigt haben, auf totale Lösungen angewiesenen Rationalismus mehr reizen, als gerade diese Art des Widerstandes. Er musste sehen, dass sein Fortschrittseifer und seine so schlüssigen Beweisführungen nicht ganz ernst genommen wurden, und er rächte sich dadurch, dass er jede Form von irrationaler Traditiongebundenheit als reaktionär, stur und lächerlich brandmarkte — was sie im Einzelfall auch wirklich sein mochte, ohne dass sie durch diese Feststellung im wesentlichen zu erschüttern wäre. Man mochte die Opposition mit solchen mehr oder weniger terroristischen Massnahmen eine zeitlang einschüchtern, eine ernstliche Auseinandersetzung war auf diese Weise nicht möglich, und eine wirkliche Ueberwindung des Gegensatzes wäre nur dadurch möglich gewesen, dass man ihn als Position anerkannt, und selbst in die Modernität einbezogen hätte — dafür aber fehlte es den Vertretern des technischen Rationalismus an umfassendem Kulturbewusstsein; sie waren Spezialisten eines besonders erfolgreichen Spezialgebietes, und nicht gesonnen, dieses einem höheren Ganzen unterzuordnen.



Demonstrativ «neues bauen» (aus Bd. 94, S. 307, 1929)

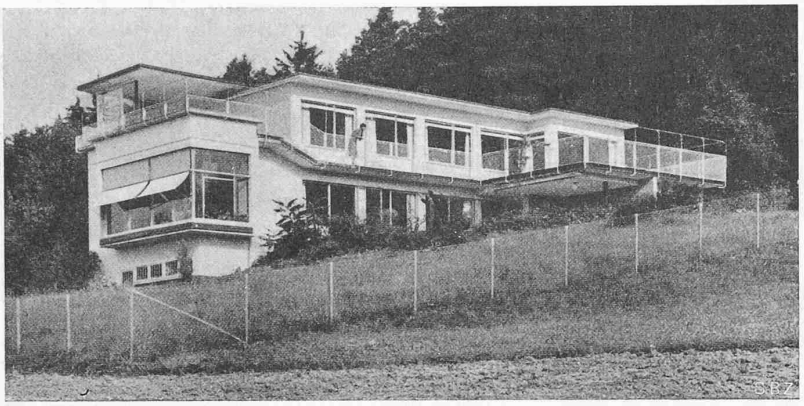
*

Das Scheitern der materialistischen Utopie

Dies war die Situation noch um 1930, und in diesem Rahmen ist die Entwicklung der Architektur zu betrachten. Das «neue bauen» war der Ausdruck des technischen Optimismus im architektonischen Sektor, und wie dieser ein Zweig des umfassenden und totalitären Materialismus, samt seiner Zuspitzung ins Betont-Revolutionäre an allen jenen Punkten, wo er mit irrationalen Traditionalismen zusammenstiess — was gerade in seinem Kerngebiet, der eigentlichen Technik nicht der Fall war, weshalb dort den technischen Formen der Charakter des «Revolutionären» fehlt. Um 1930 schien «der Sieg des neuen Baustils» (wie ein Buchtitel hiess) gesichert; aber die Situation war labil und enthielt die Möglichkeit eines Umschlags. Dieser Umschlag ist inzwischen eingetreten. Hinter dem Wechsel der architektonischen Situation steht als die entscheidende Ursache das Scheitern der materialistischen Utopie. Wie die ganze materialistische Ideologie war das «neue bauen» getragen vom unbedingten Glauben an die materielle Determiniertheit aller Lebensäusserungen und -Bedürfnisse. Man sprach zwar viel vom «Menschen» und von «Lebendigkeit», aber man meinte damit immer nur die materielle Seite. Das lag auf dem Gebiet der Architektur besonders nahe, weil hier die materiellen Anforderungen legitimermassen einen sehr breiten Raum einnehmen, und weil diese technisch-materielle Seite zugunsten ästhetischer Stil-Rücksichten lange vernachlässigt worden war, sodass nun die Lösung vieler sozialer, technischer, stadtbaulicher Fragen unaufschieblich geworden war. Die Konzentration der Architekten auf diese materielle Seite ihres Berufsgebietes war also nötig und sie führte zu wertvollen Ergebnissen, die nicht wieder preisgegeben werden dürfen. Doch ändert das nichts an der Tatsache, dass man eben diesen Teil fürs Ganze nahm, und dass man damit gegenüber den ideellen Seiten der Architektur in eine falsche Position geriet.

Wer die nötige Unbeschwertheit von historischer Einsicht besass, konnte am Ende des ersten Weltkrieges noch in guten Treuen glauben, das irdische Paradies liesse sich durch umfassende Organisation konstruieren. Die Verwirklichung dieser bessern Zukunft schien nur davon abzuhängen, dass man endlich mit allen geistigen und den von ihnen abhängigen Form-

[1]) Wer sich ein Bild von diesem — wir betonen: logischen und zwangläufigen — materialistischen Fanatismus im Bereich des Künstlerischen machen will, lese das Buch «Ferdinand Hodler, sein Leben und sein Werk» von Hans Mühlestein und Georg Schmidt (Eugen Rentsch-Verlag, Erlenbach-Zürich 1942) und die Besprechung des Schreibenden in der «Neuen Schweizer Rundschau», Jahrg. 10, Heft 10, Febr. 1943, Seite 629. Die Lektüre ist auch darum aufschlussreich, weil die Ideologie von Dr. Georg Schmidt den Vorstand des SWB beherrscht, und von diesem — jedenfalls vom Engeren Zentralvorstand — sozusagen als offizielle Werkbundmeinung als für die Mitglieder des SWB verbindlich betrachtet wird. P. M.



Kultiviert Neues Bauen (Wohnhaus ob Goldbach am Zürichsee)

Traditionen Schluss machte, um auf der von allen Trümmern der Vergangenheit gereinigten tabula rasa das voraussetzungslose, integral technische Paradies zu errichten.

Mit diesem Optimismus ist es heute aus; war er um 1920 lediglich naiv, so wäre er heute unverantwortlich. Dieses Scheitern der materialistischen Utopie kann aber nicht ohne Konsequenzen auf dem Feld des formalen Ausdrucks bleiben. «Der internationale Baustil», das «Befreite Wohnen» und wie diese Parallelbezeichnungen des «neuen bauens» alle hiessen, war das Korrelat des politischen Internationalismus, der damals unter pazifistischer und kommunistischer Flagge segelte. Heute dagegen segeln die Unifizierungsbestrebungen unter fascistischer Flagge. Von der technisch-materiellen Seite kann aber schlechterdings nichts gegen die Organisation eines Einheits-Europa oder eines Welt-Staates eingewendet werden; materialistisch gedacht ist es nur logisch, dass sich darin die Bedeutung der Völker ausschliesslich nach der Kopfzahl richtet.

Was sich gegen die Vereinheitlichungspläne sträubt — gleichviel ob sie in kommunistischem, kapitalistischem oder fascistischem Gewand auftreten — ist das internationale Bewusstsein der einzelnen Völker von ihrer geschichtlich begründeten Eigenständigkeit, die auf der Ebene des Geistigen und nicht auf der des Materiellen liegt. Wir wissen heute wieder, was es bedeutet, unter eigenem und nicht unter fremdem Recht zu leben; es ist uns klar geworden, dass wir nun einmal alle die organisatorisch oft ziemlich unpraktischen Einrichtungen unserer Eidgenossenschaft in Kauf zu nehmen haben, wenn wir die Eidgenossenschaft selbst wollen — ihre Gliederung in Kantone, ihre Vielsprachigkeit, ihre komplizierte demokratische Staatsmaschinerie, und dass wir uns auch mit den komischen, kleinlichen und lästigen Seiten der Demokratie abzufinden haben, wenn es uns mit der Demokratie überhaupt ernst ist. Und was für die Schweiz gilt, gilt auch für die spezifischen Existenzformen aller anderen Nationen.

Man kann aber nicht national denken und handeln, und zugleich betont international bauen wollen. Darum bemühen sich heute alle Völker, sich mit ihren nationalen Traditionen auseinanderzusetzen, auch auf dem Feld der Architektur, und wenn vorerst vor allem die aus diesem Bemühen entstandenen Misserfolge sichtbar werden, so ist das kein Einwand gegen die Wichtigkeit der Aufgabe, sondern nur ein Beweis für die Schwierigkeit ihrer Lösung.

*

Gleichgewicht zwischen Technik und Kultur als Aufgabe

Das zentrale Problem, von dem alle Teilprobleme abhängen, besteht heute darin, ein Gleichgewicht zu finden zwischen der materiellen Welt der modernen Technik und der Welt der kulturellen Werte. Zum Technisch-Materiellen gehört alles, was die Technik im engeren Sinn betrifft, Rohstoffe, Arbeitskräfte, Transportmöglichkeiten, aber auch die Konsequenzen der Industrialisierung: die Fragen der Bevölkerungszunahme und ihre organisatorischen und innen- und aussenpolitischen Schwierigkeiten, die letzlich zu den beiden Weltkriegen geführt haben. Zum Kulturellen gehört alles, was aus der Vergangenheit werthaltig weiter wirkt und den geistigen Schwerpunkt auch für die Zukunft bilden muss, sofern man nicht die Fellachisierung Europas, d. h. das Absinken seiner organisch strukturierten Völker auf das Niveau strukturloser, geistig passiver Massen als unvermeidlich ansehen will: Religion, Sitte, Nationalbewusstsein, Wissenschaften (als Wille zur Erkenntnis, nicht als Hilfe für die Praxis verstanden) und Kunst, nicht als Dekoration, sondern ihrerseits als eine Form geistiger Erkenntnis.

Nun ist gerade das Gebiet der Architektur eine der Fronten, auf der die beiden Mächte unvermeidlich zusammenstossen, denn jedes Bauwerk hat zugleich praktischen Anforderungen zu genügen — wofür die moderne Technik mit ihrem Formenapparat zuständig ist —, jedes steht aber auch im kulturellen Wertbereich, und deshalb ist bei jedem Grossgebäude die Frage der Berechtigung zur Monumentalität aktuell und bei jedem Gebäude überhaupt die Frage nach seinem Verhältnis zur kulturellen Tradition.

Solange man sich noch im guten Glauben sicher fühlen durfte, die kulturellen Positionen verstünden sich von selbst und würden sich schon irgendwie mit den neu andringenden materiellen ausbalancieren, konnte man seine Aufmerksamkeit mit gutem Gewissen einem der Gebiete allein zuwenden und das andere auf sich beruhen lassen. Das war die Situation der Fortschrittsoptimisten und Bildungsoptimisten zu Ende des XIX. Jahrhunderts — heute ist dieses laisser aller nicht mehr zu verantworten. Heute kann sich niemand mehr in irgend einem geistigen Bezirk bewegen, als ob ihn die Weltereignisse nichts angingen, aber es kann auch niemand mehr finanziell und technisch drauflos freibeutern wie in den Gründerjahren, ohne Rücksicht auf die Konsequenzen. Das Gleichgewicht zwischen den materiellen und den geistigen Faktoren muss heute als solches bewusst gewollt und gesucht werden — dies ist die Aufgabe unserer und der nächsten Generationen. Daneben treten alle Teilprobleme zurück, so zum Beispiel auch die subtilen Kuriositäten in den Künsten; das Nur-«Interessante», das Nur-«Moderne» interessiert nicht mehr, und wo es masstablos an die Stelle des Ganzen vordrängt, muss es in seine Schranken verwiesen werden.

Es ist die Tragik der Generation, die die technische Modernität der Zwanzigerjahre trug, dass sie in der damals nötigen revolutionären Attitüde erstarrt ist und sie noch heute für modern hält. Heute aber kommt es nicht mehr auf die Destruktion an, auf die Kritik, die sich stets aufs Spezielle richtet, sondern auf die Synthese — die heutige Modernität ist wesentlich konservativ, die revolutionäre Haltung ist reaktionär geworden.

*

Stil und Politik

Die Generation der Zwanzigerjahre aber, die die Avantgarde des «neuen bauens» war, ist durch unsere notwendige politische Abwehrhaltung gegenüber der nationalsozialistischen Revolution in Deutschland in ihrer geistigen Entwicklung gelähmt, sie ist versteinert im Zustand von anno Dreissig. Allen äusseren Ereignissen zum Trotz ist aber die geistige Entwicklung auch in diesen Jahren nicht stillgestanden.

Es ist dies ein heikles Gebiet, über das man kaum sprechen kann, ohne sich den erstaunlichsten Missdeutungen auszusetzen, und doch ist es nötig, sich darüber klar zu werden. Als man in Deutschland anfing, Staatsbauten neuklassizistisch-monumental und Jugendheime und Parteibauten geringeren Ranges in einer Art «Heimatstil» aufzuziehen, liess man sich bei uns dazu verleiten, das Problem der Monumentalität, das des Verhältnisses zu den klassischen Formen und das zu den Formen der ländlichen und bürgerlichen Tradition für essentiell nationalsozialistische Angelegenheiten anzusehen, womit man den gleichen Fehler machte, wie er von den grundsätzlichen Gegnern des Siedlungsbaus nach 1918 gemacht wurde, die diesen als spezifisch sozialistische Angelegenheit denunzierten, weil er von den sozialistischen Nachkriegsregierungen in Angriff genommen wurde. Aber hier wie dort handelt es sich um objektiv vorhandene Probleme, mit denen sich jedes beliebige Regime befassen müsste, um Probleme, die nicht von diesem oder jenem Regime gestellt werden, sondern die jedem aus der kulturellen Situation heraus entgegentreten. Das jeweilige Regime sucht dann selbstverständlich das Wasser auf seine Mühle zu lenken, wie schon Napoleon dem sich seit den Siebzigerjahren im Louis XVI. anbahnenden Klassizismus den Akzent des «Empire» gegeben hatte. Das allgemein gegebene Problem wird damit zu einer einseitigen, für die speziellen Zwecke des politischen Regimes zurechtgemachten Lösung gebracht und in dessen Propaganda eingebaut. Das Problem als solches bleibt trotzdem bestehen und es wird durch fragwürdige Lösungen nicht aus der Welt geschafft, sondern erst recht sichtbar gemacht — es ist, wie gesagt, die Frage nach dem Verhältnis der neuen, technisch-nationalen Welt zur irrationalen historischen Substanz.

Dass wir uns nicht missverstehen: es geht in keiner Weise um diese oder jene spezielle Stilphase der Vergangenheit, an die man «anknüpfen» könnte oder sollte, indem man ihre Formen

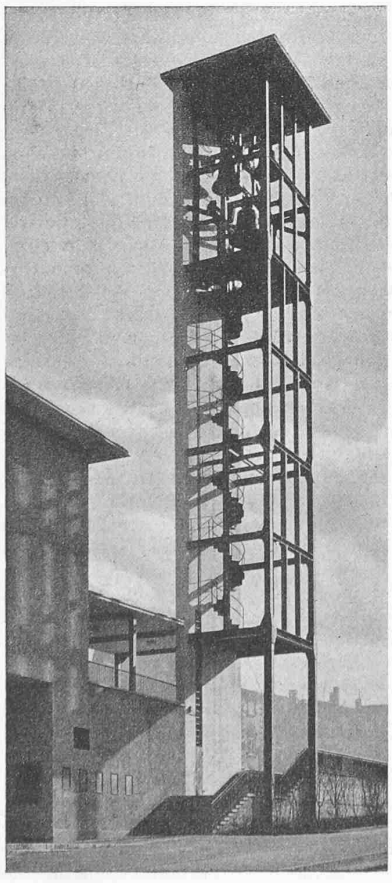
imitiert — hierin liegt gerade der Irrtum dieser politisch pointierten voreiligen Lösungen —, sondern es geht um die historische Substanz der einzelnen Länder und über sie um die europäische Kultursubstanz im Ganzen, die nicht etwas Vergangenes ist, das man erneuern müsste, sondern etwas unmittelbar Gegenwärtiges, und das Fundament für die Zukunft.

*

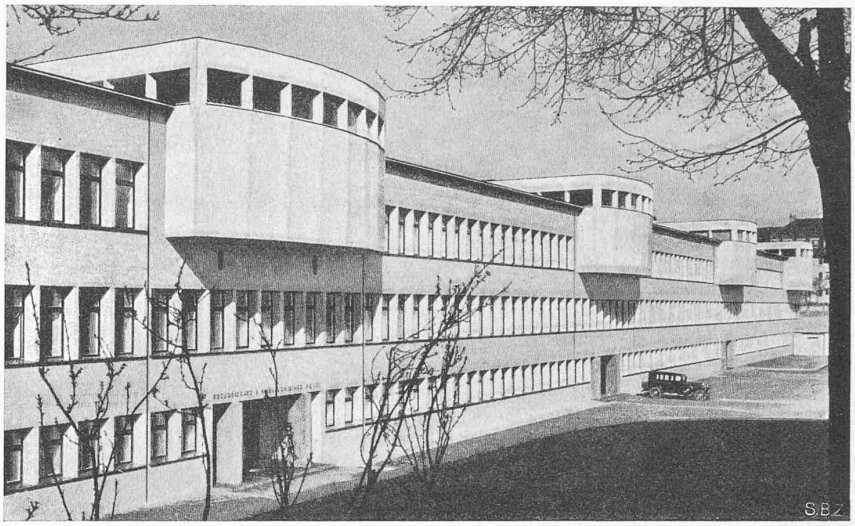
Schiefe Positionen

Es ist die Tragik der Generation der Zwanzigerjahre, dass sie für diese Kultursubstanz blind war und vielleicht sein musste, wie alle Revolutionäre. Man nahm die Modernität als Substanz, während diese immer nur Veränderung, Modalität, «Argumentum» an der gegebenen Substanz sein kann. Und darum geriet man folgerichtig auch architektonisch ins Substanzlose. Der Schreibende darf darauf hinweisen, dass ihm diese Problematik schon immer bewusst war; darum heisst seine 1927 erschienene (und grösstenteils vorher schon in der SBZ in Form einzelner Aufsätze erschienene) Schrift «Moderne Architektur und Tradition». Und wenn man ihm neuerdings in Werkbund-Kreisen übel nimmt, dass er immer wieder auf diese offenen Fragen hinweist, die man dort so bequem mit Schlagwörtern zuzudecken liebt, so werden die Fragen damit nicht gelöst.

Solche Schlagwörter — man liebt heute bezeichnenderweise die falsche, aber vollmundigere Form «Schlagworte» — waren beispielsweise «Konstruktivismus» und «Funktionalismus» — Parolen, die in der Architektur heute ihre Attraktionskraft verloren haben, denn, soweit sie Sinn haben, ist das damit Gemeinte zur Selbstverständlichkeit geworden; soweit sie als Passepartout für alle Architekturprobleme galten, ist ihre Unbrauchbarkeit erwiesen. Eine subalternere Position als die des Konstruktivismus hat es in der ganzen Architekturgeschichte nie gegeben, denn hier verwechselte man die Mittel mit dem Zweck. Man meinte etwas Richtiges: die äussere Erscheinung eines Bauwerkes sollte seine technische Struktur sinnfällig machen. Die Konfusion lag darin, dass man dieses ästhetische Problem auf das moralische Geleise schob, indem man mit dem Begriff der «Wahrheit» operierte, der in diesem Zusammenhang keinen Sinn hat (worauf wir in einem späteren Aufsatz zurückkommen werden). In Wirklichkeit ist gerade das der Kern der ganzen modernen Formentwicklung, dass wir heute die rationale Durchsichtigkeit der technischen Formen als «schön», als ästhetischen Wert empfinden. Nicht die ästhetischen Rücksichten wurden dem intellektuell-Technischen der Konstruktion und Zweckmässigkeit untergeordnet, wie das die Konstruktivisten glaubten, sondern gerade umgekehrt: Konstruktion und Zweckerfüllung wurden zum Gegenstand ästhetischen Wohlgefallens, was sie vor hundert Jahren noch nicht gewesen waren — weshalb man damals auch technische Gegenstände ornamentierte.



Johannes-Kirche in Basel (1936)



Demonstrativ «neues bauen»: Hörsäle der Berner Universitätsinstitute (1931)

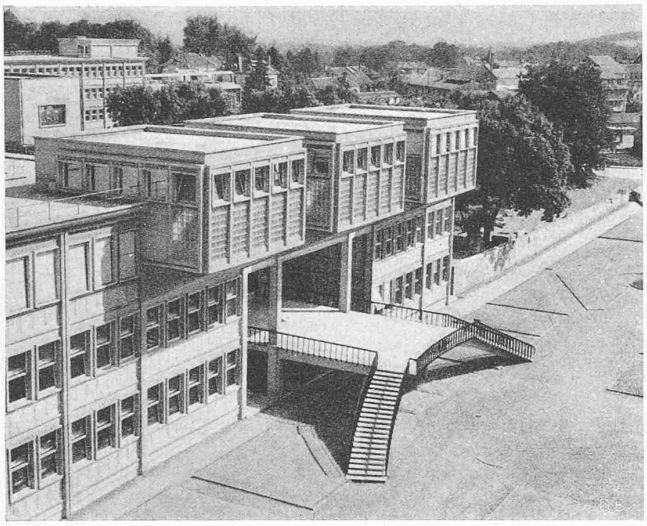
Und was das Schlagwort «Funktionalismus» betrifft, so hängt alles davon ab, was man unter der zu erfüllenden Funktion subsumiert. Wenn darin — wie es die Regel ist — lediglich die materiellen Komponenten enthalten sind, so hat das Programm genau soweit Sinn, als es sich um die Erfüllung ausschliesslich materieller Anforderungen handelt. Wenn man aber die geistigen Anforderungen, die sich bei Gebäuden von mehr als technischer Bedeutung stellen, ebenfalls ins Pflichtenheft aufnimmt, so sind wir soweit wie vorher, denn eine «Funktion» hatten natürlich auch alle Stilformen und Ornamente, nur war es eben eine geistige und keine praktische Funktion. Wenn man die geistigen Anforderungen von den zu erfüllenden Funktionen aber ausschliesst, so ist das eine willkürliche und darum unzulässige Vereinfachung des Programms.

Wie soll es weiter gehen?

Für Bauten, die einen ganz bestimmten materiellen Zweck zu befriedigen haben, sind heute eindeutige Formen gefunden. Aber wie sind jene Bauten architektonisch zu formulieren, die einer g e i s t i g e n Potenz dienen und die die Würde dieser Potenz in ihren Formen manifestieren sollen — also die Kirchen, Staatsgebäude, Bauten für höhere kulturelle Zwecke wie Museen, Universitäten? Der technische Materialismus kann diese Fragestellung nicht einmal als Frage anerkennen, denn für ihn gibt es nichts, das berechtigt wäre, in anderen als technischen Formen aufzutreten. Aber auch dem Architekten, der bereit wäre, Rangunterschiede unter den Bauaufgaben gelten zu lassen, bleibt mangels einer verbindlichen Formtradition nichts anderes übrig, als auch solche Aufgaben zunächst auf ihre technisch-praktische Komponente zu reduzieren, die ja stets in ihnen mitenthalten ist, sofern es sich nicht um den extremsten Fall einer Monumentalaufgabe, um Denkmäler, handelt. Von dieser Basis aus kann dann eine gewisse Verfeierlichung gesucht werden, in erster Linie auf der Ebene des Materiellen durch die Wahl edler Materialien, die auch bei technischer Formgebung als kostbar in Erscheinung treten, wie Fassadenverkleidungen in Natursteinplatten, Fensterrahmen aus Bronze, Konstruktionsteile und Installationen aus verchromtem Stahl usw.; in zweiter Linie durch Beiziehung von Wandmalerei und Plastik — womit der Architekt die Verantwortung für den Monumental-Effekt von sich abwälzt.

Eine sehr ruhmvolle Situation ist das gerade nicht, doch ist von einer «Schuld» der Architekten oder einem Mangel an Begabung nicht die Rede, denn wie sollte der Fachmann überzeugende Lösungen für Probleme finden können, die ihm nicht eindeutig gestellt werden? Letztlich ist der Architekt, wie jeder Fachmann eines Spezialgebietes, doch nur der Wortführer der öffentlichen Meinung, der dank seiner Fachkenntnis das deutlich ausspricht, was seine Zeitgenossen für richtig halten, ohne es formulieren zu können.

Darin, dass man nun jede Bauaufgabe faute de mieux auf ihre technischen Komponenten hin stilisiert, liegt zwar ein ehrliches Eingeständnis der heutigen Verlegenheit — aber keine Lösung. Die Johannes-Kirche in Basel ist ein bemerkenswertes Beispiel dafür, dass selbst ein Kirchenbau in den ausgesprochen technischen Formen des Fabrikbaues errichtet werden kann — aber die neueren Kirchenbauten suchen doch wieder eine gewisse Verfeierlichung auch des architektonischen Ausdruckes.



Universität Fryburg. Gleiche Aufgabe in kultivierter Lösung (1941)

An der Eidg. Landesbibliothek in Bern garantiert die axialsymmetrische Gruppierung der Baumassen eine gewisse Monumentalwirkung, an mehreren Grossbauten der letzten Jahre, so zum Beispiel am Kollegiengebäude der Universität Basel wird ein Monumentaleffekt durch eine gewisse Pathetisierung der Eingänge und eine zwar technisch-schlichte, aber wirksame Verungewöhnlichung des Dachüberstandes angestrebt. Auch ornamentale Massnahmen, die freilich nicht als solche erscheinen sollen, sondern sich gerne als quasi-technische Gitterungen geben, werden zur Steigerung des Eindrucks und zur Reduktion des Masstabs beigezogen — so beispielsweise im Kongresshaus Zürich und — in reicherer Entfaltung — in der Landesausstellung 1939.

Eine bestimmte Richtung hat sich aus diesen tastenden Versuchen, über die technische Formgebung hinauszukommen, aber noch nicht stabilisieren können. Diese Versuche werden noch gleichsam mit schlechtem Gewissen unternommen und als halbe Rückfälle in vor-technische Zeiten aufgefasst, und von Seiten des technischen Materialismus als solche bewusst diskreditiert. Noch beherrscht die materialistische Propaganda das Feld mit ihrer Forderung, überhaupt keine andern Verpflichtungen eines Bauwerkes gelten zu lassen, als die Erfüllung materiell-technischer Anforderungen. Wer aber nicht auf diesem Boden steht, wird sich klar machen müssen, dass es gerade nicht auf die Gleichschaltung aller Bauaufgaben in der Richtung auf die technischen ankommt, sondern auf ihre Differenzierung. Je mehr sich die technischen Aufgaben auch in ihrem architektonischen Ausdruck auf das Ausschliesslich-Technische spezialisieren und spezialisieren dürfen, desto nötiger ist es, die andern Aufgaben von den technischen auch im formalen Ausdruck abzuheben. Wer in einem technisch durchrationalisierten Betrieb seinem Verdienst nachgeht, hat keineswegs das Bedürfnis, auch noch sein Privatmilieu formal diesem Betrieb anzugleichen — ganz im Gegenteil, er sucht in seiner Wohnung die Befriedigung der Gefühlsbedürfnisse, die am Arbeitsplatz mit Recht schweigen müssen. Für den aus bürgerlichem Milieu stammenden Architekten oder Intellektuellen hat umgekehrt die Formenwelt der Technik den Reiz des Neuen und Ungewöhnlichen, den er ästhetisch würdigt, und das verführt ihn zu dem Missverständnis, das Technische müsse auch für alle andern Zeitgenossen diesen Reiz haben.

Sofern der Eindruck des Monumentalen — also des Feierlichen und Grossartigen — nicht einfach durch Massenentfaltung erzwungen werden soll, was leicht zu erreichen, aber essentiell barbarisch ist, kann er nur durch Differenzierung der Baukörper erreicht werden, und das führt unweigerlich in die Nähe der klassischen Formentradition, um so mehr, als sich nur in dieser jene symbolische Bezugnahme auf die kulturelle Tradition Europas ausdrücken lässt, die insofern in jedem Bedürfnis nach Monumentalität enthalten ist, als Monumentalität ihrem Wesen nach auf zeitlose Dauer, auf Anknüpfung an die Vergangenheit abzielt. Dieser Zusammenhang ist bei uns bisher nur wenigen Architekten klar geworden; man wehrt sich dagegen unter dem abschreckenden Beispiel ausländischer Staatsbauten, deren Neuklassizismus von dieser Erkenntnis einen allerdings hemmungslosen Gebrauch macht, insofern er darauf verzichtet, eine klassische Stilhaltung mit den auch ästhetisch ausgewerteten Mitteln der technischen Modernität neu zu entwickeln — wie dies das eigentliche Problem wäre. Dass dieses moderne Monumentalproblem von Auguste Perret beispielhaft in Angriff genommen wurde, ist noch viel zu wenig erkannt worden; die im Stil von Perret abhängigen Universitätsbauten in Fryburg sind gewiss in vielen Hinsichten problematisch, in diesem einen Punkt aber, in ihrer mutigen Auseinandersetzung mit dem Monumentalproblem, gehören sie zu den lehrreichsten Ergebnissen der letzten Jahre.

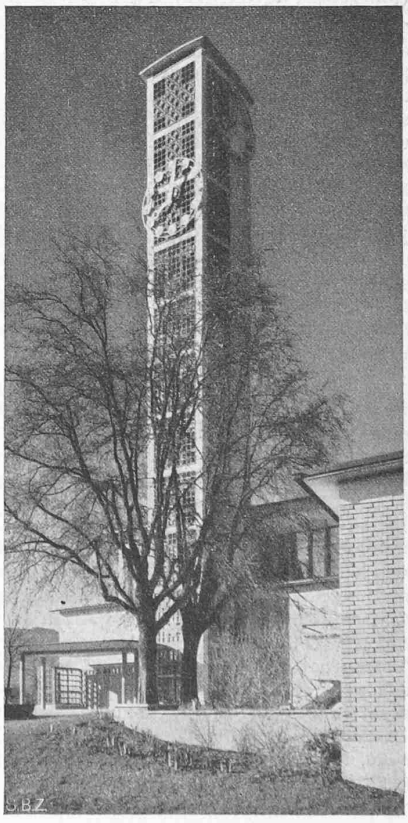
Den angedeuteten Problemen gegenüber sind die Architekten der nordischen Staaten viel unbefangener, man setzt sich dort aktiver mit der klassischen Formentradition und mit der Tradition überhaupt auseinander, wodurch die modernen Bauten dort etwas Freieres, Grosszügigeres haben als das meiste bei uns, wo der mehr oder weniger sanfte Druck unserer Werkbund-Dogmatiker jede Entwicklung nach einer andern als nach der technisch-materialistischen Seite mit Vorbedacht lähmt. Was zur bedauerlichen Folge hat, dass die ganze Auseinandersetzung mit der nationalen Tradition in die Niederungen eines kommerziell ausgebeuteten «Heimatstils» abgedrängt wird, weil sich die guten Architekten nicht damit zu befassen wagen. In Finnland hat Alvar Aalto den Sauna-Anbau an sein pointiert-modernes Wohnhaus Gullichsen auf alt-finnische Art mit Rasenmotten gedeckt, und auch sonst traditionelle Elemente geistreich-spielerisch in den modernen Zusammenhang einbezogen, sodass sie keineswegs als «Heimatstil» im misslichen Sinn, das heisst als historisierende Fremdkörper wirken. Ein moderner Architekt, der sich bei uns dergleichen Unbefangenheiten gegenüber der einheimischen Tradition erlauben wollte, hätte alle Aussichten, als Verräter an den Idealen des konsequenten Materialismus gesteinigt zu werden.

Doch wird sich die Entwicklung nicht aufhalten lassen. Die junge Generation wird die Türen wieder aufmachen, die die ältere — groteskerweise noch immer und unentwegt unter der Parole der «Lebendigkeit» — versperrt zu halten sucht, sodass es in abermals zehn Jahren vermutlich nötig sein wird, auf die grossen Verdienste dieser Generation der Zwanziger- und Dreissigerjahre hinzuweisen, wie es heute nötig ist, einer undankbaren Nachwelt die Pionierarbeit des Jugendstils in Erinnerung zu rufen.

Peter Meyer

Rückblick auf unsere «Landi»

Die Schweiz. Landesausstellung 1939 ist, wie noch keine Ausstellung, zum Volkserlebnis, zum unvergesslichen Festtag unseres Volkes geworden. Die Männer und Frauen, die sie vorbereiteten und durchführten, haben von allem Anfang an mit ihr eine machtvolle Manifestation unserer Art und Eigenart schaffen wollen. Aber das Werk ist im allerbesten Sinn Allen über den Kopf hinausgewachsen und zu etwas geworden, das grösser und bedeutungsvoller war, als man es bei der Planung sich vorzustellen gewagt hatte: Aus einer festlichen Ausstellung wurde schliesslich eine Veranstaltung von fast staatskultischer Bedeutung. Die demokratische Arbeitsweise der Fachgruppen, der hohe Stand unserer Ausstellungsarchitektur, der für Werbung und kunstgewerbliche Gestaltung so fruchtbare Zürcher Boden und die herrliche landschaftliche Einbettung . . . das alles hat geholfen, aus der Ausstellung so etwas



Kirche Zürich-Altstetten (1941)